

Die Paul-Herzfeld-Thriller bei Knaur:
Abgeschnitten (mit Sebastian Fitzek)
Abgeschlagen (mit Wolf-Ulrich Schüler)
Abgefackelt (mit Alex Pohl)

Über die Autoren:

Michael Tsokos, 1967 geboren, ist Professor für Rechtsmedizin und international anerkannter Experte auf dem Gebiet der Forensik. Seit 2007 leitet er das Institut für Rechtsmedizin der Charité und das Landesinstitut für gerichtliche und soziale Medizin Berlin. Seine Bücher über spektakuläre Fälle aus der Rechtsmedizin sind allesamt Bestseller. Abgeschlagen ist der erste Band der Trilogie um den Rechtsmediziner Paul Herzfeld.

www.tsokos.de

Wolf-Ulrich Schüler arbeitet als Journalist für BILD und berichtet mit seinem bundesweiten Team über Kriminalfälle. Schüler ist Jahrgang 1980 und lebt mit seiner Familie in Berlin.

MICHAEL TSOKOS

mit **Wolf-Ulrich Schüler**

Abgeschlagen

Ein Paul-Herzfeld-Thriller

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt. Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerlag.de



März 2021
Knaur Taschenbuch
© 2019 Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Ein Projekt der AVA international GmbH Autoren- und Verlagsagentur
www.ava-international.de
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: PixxWerk®, München
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-52439-8

*Die Handlung von »Abgeschlagen«
spielt zehn Jahre vor den Ereignissen in
»Abgeschnitten«.*

*Paul Herzfeld ist sechsunddreißig Jahre alt und
Assistenzarzt am Institut für Rechtsmedizin in Kiel.*

Prolog

Paul Herzfeld hob den Kopf der Toten an. Mit weit aufgerissenen Augen und offenem Mund schien sie ihn überrascht anzustarren. Wie es nur so weit hatte kommen können? Eine Frage, die Herzfeld ihr auch gern gestellt hätte, doch er verdrängte den Gedanken und versuchte, sich auf seine Aufgabe zu konzentrieren.

Die Leichenstarre hatte sich noch nicht auf den ganzen Körper ausgebreitet, aber bereits im Kiefergelenk kräftig eingesetzt, sodass ihre vertrauten Gesichtszüge dadurch wie eingefroren wirkten.

Durch die grobe Holzkonstruktion des Schuppens schimmerten nur vereinzelt ein paar Lichtstrahlen aus einem ansonsten schneeverhangenen Himmel. Im Halbdunkel war es nicht leicht, irgendwelche Details an ihrem Körper auszumachen, der rücklings vor ihm auf dem rauen Holztisch lag. Herzfeld nahm die schemenhaften Umrisse ihrer Unterarme wahr. Sie waren in den Ellenbogengelenken, von denen die Leichenstarre auch bereits Besitz ergriffen hatte, leicht angewinkelt und ragten entgegen der Schwerkraft, wie in einer wütenden Geste erstarrt, senkrecht nach oben.

Sie kann höchstens zwei Stunden tot sein, so wie ihre Leichenstarre ausgeprägt ist. Ich muss einen Hinweis auf die Todesursache finden, und zwar schnell, überlegte Herzfeld fieberhaft und tastete den toten Körper ab. Ihm lief die Zeit davon, er brauchte irgendetwas, womit er bei der Untersuchung ansetzen konnte.

Ihr kurzes schwarzes Seidennachthemd war ihr fast bis über die Scham nach oben gerutscht.

Er konnte unmöglich den Körper hier in diesem düsteren Schuppen öffnen. Das würde zu lang dauern. Die Instrumente

fehlten. Oder würde er gezwungen sein, die Obduktion mit dem einfachen Küchenmesser durchzuführen, das er neben einer altmodischen Taschenlampe oberhalb des Kopfes der Toten entdeckt hatte? »Das ist wohl mein Sektionsbesteck?«, fragte Herzfeld in die Dunkelheit hinein.

»Natürlich. Nur zu. Ich warte auf Ihre Expertise«, erwiderte eine tiefe Stimme, die aus der hinteren Ecke des Raumes kam. Herzfeld streckte seinen Rücken durch, fuhr sich durch die dunklen Haare und griff nach der Taschenlampe. Im gelblichen Lichtkegel sah er, dass der Lippenstift der Frau, der bei ihrer Begegnung am Tag zuvor noch akkurat gezogen war, jetzt völlig verschmiert war. Speichelfäden, inzwischen gräulich-wächsern eingetrocknet, hatten sich ihren Weg aus dem geöffneten Mund über die linke Gesichtsseite gebahnt.

»Sie scheinen nicht die geringste Ahnung zu haben, womit Sie es hier zu tun haben, Herzfeld. Ich gebe Ihnen ein paar Hinweise, denn Sie stehen ja unter Zeitdruck. Wir befinden uns noch immer im frühen postmortalen Intervall. Und an einem Herzinfarkt ist die Dame schon mal nicht gestorben«, sagte die Stimme mit einem höhnischen Unterton.

Herzfeld atmete aus und mahnte sich zur Ruhe. *Konzentrier dich!* Wie aus zwei stumpfen Glasmurmeln starteten ihn die erweiterten Pupillen der Toten vorwurfsvoll an, als er mit seinen Fingerspitzen ihre Augenunterlider herabzog, um die Augenbindehäute zu inspizieren. Von ihrem vormals perfekten Lidstrich, dem Lidschatten und ihrer Wimperntusche war nichts mehr übrig geblieben, in schwarzen Rinnsalen war das Make-up über ihre Wangen gelaufen. Sie musste viel geweint haben, als sie begriff, dass sie sterben würde.

»Vereinzelte Punktblutungen in den Bindehäuten«, sagte Herzfeld mehr zu sich selbst als zu der Person, die sich jetzt mit langsamen Schritten näherte.

Da war er. Der erste Hinweis.

Aber es musste schneller gehen, viel schneller. Denn mit jeder Minute, die verstrich, würde das Horrorszenario näher rücken:

Die Frau, die er liebte, würde sterben. Nur das Ergebnis der Untersuchung des leblosen Körpers vor ihm und seine korrekte Feststellung der Todesursache konnten ihren Tod verhindern. Im Lichtkegel der Taschenlampe untersuchte Herzfeld den Hals der Toten: *keine Strangmarke, keine Drosselspuren, keine Würgemale. Eine Gewalteinwirkung gegen den Hals schied schon mal aus. Aber warum dann die punktförmigen Blutungen in ihren Bindehäuten?*

Herzfeld hob den Kopf erneut an und leuchtete auf ihre Nackenregion. Dabei fielen die blonden halblangen Haare nach vorn und hingen ihr wie ein Vorhang vor dem Gesicht. *Sie waren völlig trocken. Obwohl sie schon ein oder zwei Stunden tot war. Wäre sie unter einer Plastiktüte erstickt worden, wären ihre Haare durch das entstehende Kondenswasser noch immer feucht. Bei der nassen Kälte im Schuppen wären sie nicht getrocknet.*

»Und? Was sagen Ihnen die Punktblutungen? Ich denke, die Toten sprechen zu Ihnen«, sagte die Stimme zynisch.

»Keine Strangulation, kein Ersticken unter einer Plastiktüte«, erwiderte Herzfeld, während er die Träger des Nachthemds über die Schultern der Toten nach unten zog und ihren Oberkörper entblößte. *Keine Zeichen einer Druckstauung am Oberkörper. Tod durch Ersticken, weil jemand auf ihrem Oberkörper kniete, scheidet auch aus. Aber vielleicht war es gar kein –* Herzfelds Gedankenflut wurde jäh unterbrochen.

»Herzfeld, Sie sollten sich jetzt wirklich beeilen. Gleich wird der Wind die Maschine in Bewegung setzen, die das Leben Ihrer Lebensgefährtin, der Mutter Ihrer Tochter, in wenigen Minuten auslöscht. Und wenn das passiert ist –«

Die Stimme machte eine bedeutungsschwangere Pause.

Herzfeld begann zu schwitzen, sein Puls raste. Er blickte auf das makabre Todesrätsel auf dem provisorischen Untersuchungstisch vor sich und setzte die äußere Leichenschau fort. Er untersuchte die Fingernagelränder der Toten auf frische Abbrüche oder Fremdmaterial darunter, als er die beiden klei-

nen blasigen Hautveränderungen an der Innenseite der Endglieder des rechten Zeigefingers und des Daumens bemerkte, die im Lichtkegel der Taschenlampe porzellanartig schimmerten. Und dann kam ihm eine Idee. Es war nur ein flüchtiger Gedanke, aber Herzfeld spürte, dass er auf der richtigen Spur war.

Der zweite Hinweis. Vielleicht der alles entscheidende Hinweis.

Herzfeld nahm das Küchenmesser und öffnete mit einem einzigen langen Schnitt den rechten Arm der Toten von der Schulter bis zum Handballen in seiner gesamten Länge. Die Klinge war schärfer, als er erwartet hatte, und glitt durch Haut und Unterhautfettgewebe wie durch ein Stück Weichkäse. Die Hautlappen beidseits des Schnitts klafften zur Seite und gaben den Blick auf das darunterliegende Unterhautfettgewebe und die Armmuskulatur der Toten frei. Als er die dunkelroten, feucht glänzenden Einblutungen in der Beugemuskulatur von Ober- und Unterarm erblickte, war ihm schlagartig klar, wie und woran die Frau gestorben war. Aber ehe er seine Gedanken ordnen und sein Ergebnis mitteilen konnte, sah er den Arm, der sich wie eine Python langsam in Richtung seines Kopfes bewegte. Er spürte die kalte Mündung der Waffe an seiner linken Schläfe.

»Und jetzt das Messer weg, sofort. Nicht schlecht. Das muss man Ihnen lassen. Sie sind noch besser, als ich dachte. Aber das nützt Ihnen nun auch nichts mehr. Morgen liegen Sie auf einem Obduktionstisch. Und ein Kollege wird sich fragen: Wie starb Paul Herzfeld?«



Teil I



20. Dezember, 23.26 Uhr
Kiel. Eros-Center

So fühlte es sich also an zu sterben. Eine Summe von körperlichen Reaktionen, im Gehirn zu einem schneidenden Gedanken verbunden. Sein Atem wurde flach, kroch nur noch langsam durch seine Lungen. Die verbrauchte Luft presste sich durch seine Lippen, die langsam blau wurden. Der Strick um seinen Hals zog sich mit jeder Bewegung immer fester zusammen, als wäre er eine dünne Würgeschlange, die durch die Kissen gekrochen war, um ihm den Atem abzuschneiden. Seine Halsschlagadern wurden immer weiter zusammengedrückt, und er spürte, wie sich der Blutfluss in ihnen verlangsamte.

Jetzt bist du gleich tot, blinkten die einzelnen Wörter wie bei einer Hochhausreklame in seinem Kopf. Der Gedanke überlagerte alles. Seine Körperfunktionen liefen nur noch automatisch. Seine Blicke zuckten in rascher Abfolge reflexartig durch den Raum. *Irgendwo hier muss sie doch sein*, dachte Marius Wagner. Doch im Halbdunkel des Raumes konnte er nur schemenhaft erkennen, dass sie überhaupt noch da war.

Eben hatte sie noch am Kopfende des abgewetzten und ordinär riechenden Bettes gestanden, um zu überprüfen, ob die Fesseln, die jetzt tief in die Haut seiner Handgelenke schnitten, auch richtig festgebunden waren.

Wagner spürte, wie seine Fingerspitzen langsam kalt und taub wurden, obwohl irgendwo im Zimmer ein Heizlüfter lief und ächzend schmutzige Wärme ausspuckte. Seine Finger streckten sich, als würden sie bis zu dem kleinen abgewetzten Tisch neben ihm wachsen. Dort lag seine Brille, doch er bekam sie nicht zu fassen. Aber das wusste sie sicherlich. Sie liebte es scheinbar, ihm auf dem Weg in den Tod kleine böartige Steine in den Weg zu legen.

»Bitte, bitte – ich will ...«, presste er stammelnd aus seiner tro-

cken Kehlen. Obwohl er tagelang über die Sätze nachgedacht hatte, die er sagen würde, wenn dieser Moment gekommen war. Doch nichts davon fiel ihm mehr ein. Warum nur fiel ihm nichts mehr ein?

»Das ist nicht, was ich hören will«, antwortete sie mit leiser Stimme.

Ihre Stimme war nah. Ganz nah. Sie strich durch sein Haar, das an den Schläfen langsam grau zu werden begann. Dabei war er nicht einmal fünfzig.

Der Strick um seinen Hals zog noch einmal an, als er leicht den Kopf hob, um sich nach seiner Peinigerin umzusehen. Der Puls seiner Halsschlagadern pochte nun so heftig, dass er auf die Fasern des Seils überzugehen schien.

»So, mir reicht's jetzt mit dir. Du bist nicht einmal Manns genug, um zu sterben. Nicht einmal das bringst du. Du kannst froh sein, dass Leichen von allein faulen«, fauchte sie und strich sich die langen schwarzen Haare aus dem Gesicht. Dann setzte sie ihm einen lackierten Fingernagel wie ein Skalpell fest auf die Brust und zog eine schmerzende Spur von seinem Brustbein bis zu seinem Schamhaar.

Er wimmerte kurz auf, aber sein Gehirn schien sich abgeschaltet zu haben und nur noch am Rande zu begreifen, was gerade geschah. Als hätte sein Verstand beschlossen, dass er in diesem todgeweihten Körper ohnehin nicht mehr gebraucht würde.

Dann wandte sie sich ab, die Zigarette schon in der Hand, als sei es nun wirklich Zeit für eine Pause. Er hörte das Rädchen des Feuerzeugs kratzen, in das sich das Rauschen seines Blutes mischte. Sie nahm zwei lange Züge, stand auf und ging um den Körper des schwächtigen Mannes herum, der vor ihr gefesselt auf dem Bett lag.

»Und – willst du die Worte sagen, die dich erlösen?«, verließen die letzten Rauchfäden mit dieser Frage ihre knallroten Lippen. Wagner versuchte, den Kopf zu schütteln. Doch das Drosselwerkzeug um seinen Hals ließ ihm nicht einmal Raum dafür.

»Nein«, atmete er aus.

»Dann ist es eben so, du Pisser!«

»Aber ... ich bin doch ...«

»Was bist du?«

»... hab Geld, Mitarbeiter. Alles ...«, kam es kratzend aus seiner Kehle.

Sie starrte ihn fassungslos an. Führte mit spitzen Fingern die glühende Zigarette gefährlich nah an seinen nackten Oberkörper. Giftspritzengleich setzte sie an und drückte die Glut fest auf seiner Brust aus. Die Asche verfang sich in seinem spärlichen Brusthaar, sengte es an, sodass es nach verbranntem Horn roch. Aus Wagners Kehlkopf drang ein jämmerlicher Laut, vor dessen Klang er selbst erschrak. *Sie kann das stundenlang so weitertreiben, aber irgendwann wird mich jemand vermissen*, dachte er nervös. *Meine Frau wird Nachrichten auf mein Handy senden, später vielleicht sogar anrufen.*

Mit einem abfälligen Blick musterte die Frau mit den dunklen Haaren seinen bebenden Körper. »Und jetzt – jetzt wirst du sterben!«



2

20. Dezember, 23.36 Uhr

Kiel-Ravensberg. Wohnung von Achim Wittfeld

Er zog an der Metallpfeife, die er sich wie den Lauf einer Pistole zwischen die Zähne geschoben hatte. Die kristalline Substanz im Pfeifenkopf verwandelte sich zu Rauch. Der leicht chemische Geruch verbreitete sich sofort in der kleinen Wohnung, nistete sich, wie schon so oft zuvor, in den abgewetzten Polstern des Sofas ein.

Die Küchenzeile mit den zwei völlig verrosteten Herdplatten sah eher aus wie eine Müllkippe. Vor lauter leeren Zigarettens-

schachteln, schmutzigen Tellern, auf denen sich die Asche sammelte, und zwei leeren Wodkaflaschen, war die Arbeitsplatte kaum noch zu sehen. In dieser Behausung schlief und lebte Achim Wittfeld. Vor dem Fenster hatte er ein großes Betttuch aufgehängt, und trotzdem glotzten die Scheinwerfer jedes vorbeifahrenden Autos in seine Höhle. Parterre. War einfach billiger.

Als die Wirkung des feinen Rauches einsetzte, der das Ende des Metallröhrchens in Richtung seiner Atemwege verließ, fuhr sich Wittfeld über die vernarbten Arme.

Vor ein paar Jahren hatte er eine Phase durchlebt, in der er sich mit Rasierklingen in die Arme geritzt hatte, und heute sahen sie wieder aus, als hätte sich eine tollwütige Wildkatze an ihnen ausgetobt. Vor Kurzem, als er wieder mal einen Job als Beikoch verloren und ihn wieder einmal sein ewig betrunkenen Vater wüst beschimpft hatte, war er zu Crystal zurückgekommen. Und zwar richtig. Nicht zu den kleinen, gläsernen Splittern, die ihm halfen, die unmenschlich langen Abende in der Großküche des feinen Fischrestaurants zu überstehen, sondern zu den großen kristallinen Brocken, die aussahen, als hätte jemand eine Scheibe aus Sicherheitsglas zertrümmert. Das musste vor einer Woche gewesen sein. Oder war es schon zwei Wochen her? Er hatte seinen alten Herrn geschlagen. Nicht zum ersten Mal. Dann war er wieder nach Hause gefahren. In der Bahn hatte er sich an einer jungen Frau festgeguckt, die mit sich selbst zu reden schien. Als er die weißen Stöpsel in ihren Ohren entdeckt hatte, hatte er das dünne Kabel beim Aussteigen herausgerissen und war losgelaufen.

Wittfeld liebte diese Momente. Sie waren wieder häufiger geworden. Momente, in denen er den Mut aufbrachte, die unsichtbare Grenze zwischen ihm und einem anderen Menschen zu überwinden. Momente, in denen er binnen weniger Sekunden die Atmosphäre einer Situation komplett auf den Kopf stellte. Als würde er eine Blase zum Platzen bringen.

Dann, zu Hause in seinem Bau, hatte er wieder angefangen zu

rauchen. Einen echten Kristall. Wäre es ein Diamant gewesen, wäre er reich gewesen. *Achim, du zeichnest doch so schön. Mach da doch was draus*, hatte seine Großmutter gesagt. Immer wieder. Sogar noch, als sie schon dement im Heim saß und sich niemand außer ihm um sie kümmerte, hatte sie seine Zeichenkünste gelobt. Eines Abends, nach einem weiteren niederschmetternden Besuch bei ihr im Pflegeheim, hatte er, vollkommen benebelt, wieder mit dem Zeichnen begonnen. Das Motiv: eine kauernde Frauengestalt. Mit elfenhaft dünnen, aufgeritzten Beinen. Wie seine Arme. Sie war nicht zu erkennen. Ein wüst gekritzelter Haarteppich hing vor ihrem Gesicht. Es konnte jede sein. Aber er, er würde die gesichtslose Frau erkennen. Da draußen in der feindlichen Welt. Wittfeld hatte den Kugelschreiber so fest aufgedrückt, dass sich eine Blutblase an seinem Mittelfinger gebildet hatte. Aber er musste zeichnen, was vor seinem geistigen Auge auftauchte. Eine Kombination aus innerem Drang und der kristallinen Chemie – Letztere wahrscheinlich zusammengebraut in einem Labor in Tschechien. Oder in einer Gartenlaube in Brandenburg. Oder sonst wo.

Völlig aufgedreht vom Kick der Droge hatte er sich nach langer Zeit wieder einmal geritzt. Er hatte aufgehört zu zeichnen und war kopfüber in wirre Tage aus Alkohol und Drogen gestürzt. Zigarettenglut hatte sich in den wenigen alpträumenhaften Schlafminuten in seinem lockigen Haar verfangen und ganze Strähnen angesengt.

Aber heute Abend würde er seine Zeichnung vollenden. »Wo is se denn«, lispelte Wittfeld aufgeregt vor sich hin und suchte die Couch ab. Er wurde wütend, warf die Kissen vom Sofa. Nichts, außer ein paar angelaufenen Münzen, einem Feuerzeug und etwas Alufolie. Hatte wohl ein Freund vergessen. In der Zeit, als er noch Freunde hatte.

Endlich. Nachdem er auf allen vieren über den abgewetzten Teppich gekrochen war und danach sein spärliches Mobiliar durchwühlt hatte, fand er, wonach er gesucht hatte: seine

Zeichnung. Sie lag in der untersten Schublade der Kommode, auf der der verstaubte Fernseher stand und rund um die Uhr ein wackeliges Bild in den Raum warf.

Wittfeld setzte sich auf die stockfleckige Couch und betrachtete das Bild: An manchen Stellen war die Mine des Stiftes durch das Papier gestoßen. Hektisch tastete er auf dem Tisch vor sich nach dem Kugelschreiber. Gierig sog er an der Drogenpfeife. Die Wirkung des Rauchs ließ mittlerweile immer schneller nach. Und er begann wieder zu zeichnen. Das Crystal leitete Kopfschmerzen in sein System, als hätte er an einem Eimer Farbverdünner geschnüffelt. Das nervte ihn. Er musste sich doch konzentrieren. Schließlich feilte er doch gerade an seiner Zeichnung. »Da fehlt noch was. Da fehlt doch noch was«, stammelte Wittfeld abwesend. Sein Mittelfinger schmerzte wieder. Ungerührt von seinen Nöten hockte das dünne Mädchen auf dem Papier. In Kugelschreiberblau. Die Beine angezogen. Wie durch Geisterhand getrieben, setzte Wittfeld an den schwächlichen Schultern seines Motivs an. Sie hatte noch keine Arme. Er kratzte sich am Kinn. *Die bekommst du auch nicht, oder? Nee, die bekommst du nicht, deine Arme. Ich hab noch was viel Schöneres für dich, du hübsches Ding, du. Was viel, viel Schöneres.*

Der Stift fuhr über das Papier, zeichnete einen weiten Bogen, der aus der Kugel des Schultergelenks entsprang. Bei der hohen geschwungenen Kurve begann Wittfeld wie beim oberen Teil eines Herzens. Dann ließ er mit verkrampften Händen den Schwung nach unten sausen. Das Gleiche auf der anderen Seite. Er wischte seine schwitzigen Hände an seiner Jeans ab. Fast schon liebevoll, wenn auch immer unkontrollierter, schraffierte er die neu geschaffene Fläche am Körper der elfenhaften Figur. Jetzt hatte sie, was sie seiner Meinung nach brauchte. Es waren keine Arme. Er hatte dem Mädchen auf dem Papier Flügel wachsen lassen.



20. Dezember, 23.42 Uhr
Kiel. Eros-Center

Der Körper ihres Freiers bebte, das Bettgestell knarzte, als er an seinen Fesseln ruckelte. Doch die minimale Bewegung brachte ihm keine Erleichterung. Im Gegenteil, sofort brach dem Mann der Schweiß aus. Der Heizlüfter im Zimmer schien lediglich Sauerstoff in unbrauchbare Hitze zu verwandeln.

Ewa stolzierte mit spitz aufschlagenden Absätzen in eine der dunklen Ecken, zog an einer schwarzen Kommode die Schublade auf und nahm eine Rolle Frischhaltefolie heraus. Sie ging in Richtung des Bettes zurück. Wagner stöhnte. Mit ihren Fingernägeln suchte sie das Ende der Folie auf der Rolle, fand es nicht und grinste. *Genau wie in der Küche. Der Idiot kann doch eh nichts ohne die Brille sehen.* Vorsicht, das ist ein Designerstück, hatte er noch gesagt, als sie ihm sie abgenommen hatte. *Solche Sorgen hätte ich auch gerne mal,* hatte sie gedacht. Schließlich hatte sie einen halben Meter Folie abgewickelt und nahm genau Maß. Sie durfte jetzt keinen Fehler machen und drückte die Folie auf sein Gesicht. Wagner nahm einen tiefen Atemzug durch den Mund. Panik breitete sich auf seinem Gesicht aus! Sofort sog er die Folie ein, so tief, dass seine Zunge dagegenschlug wie die eines gefangenen Reptils, das gegen die Glasscheibe seines Terrariums drückte. Das Plastik legte sich auf seine Zähne, kroch in seine Nasenlöcher. Sie presste die Folie gegen seine Ohren, um die Position präzise zu halten. Die aufgerissenen Augen ihres Opfers zeichneten sich ab. Verzerrt. Unmenschlich. In Todesangst erstarrt. Sein Schrei wurde vibrierend durch die Folie nach außen geleitet.

Dann kam Wagner. Eher mickrig. Was für eine armselige Veranstaltung. Ewa schüttelte sich innerlich. Gerade als sie begann, sich Sorgen zu machen, röchelte ihr Freier unter der Folie hervor.

»Mutabor.«

Da war es! Endlich! Das Codewort. Sofort riss Ewa die Folie von den Atemwegen des Mannes und blickte ihn an. Sie gab ihm Zeit für zwei tiefe Atemzüge und schielte auf die Uhr an der Wand. Das Codewort hatten sie vereinbart, um ihr gefährliches Spiel abubrechen, bevor es heikel wurde. Sie machte das mit allen Freiern so, denen sie Schmerzen zufügen sollte oder die von ihr lebensgefährliche Praktiken verlangten. Sie empfand das Zauberwort aus dem Märchen vom Kalif Storch als sehr passend. Aus den lüsternen Wesen wurden wieder schräge Vögel. »Und, alles klar?«, fragte Ewa, immer noch skeptisch, ob ihr Kunde alles gut überstanden hatte.

»Toll. Ganz toll ...«, hustete Wagner.

Sie griff hinter das Kissen, auf dem sein schwitziger Kopf lag, und löste den Schnürsenkel, mit dem sie seinen Hals direkt über seinem Kehlkopf fixiert hatte.

»Brille«, kommandierte er plötzlich mit fester Stimme und hob seinen Kopf mit den zerzausten Haaren an. Von der Weinerlichkeit des hilflosen Mannes war nichts mehr übrig.

Ewa langte hinüber auf den Nachttisch und setzte ihrem Freier das gute Designerstück wieder auf.

Während er sein Ejakulat betrachtete, das er sich auf den Bauch gespritzt hatte, löste sie die Handfesseln. Dann warf sie ihm eine Kleenex-Schachtel aufs Bett. Das war ihr schon immer unangenehm gewesen. Noch unattraktiver als Männer, die sich für sexuelle Handlungen ausziehen, sind Männer, die sich danach wieder anziehen, hatte Ewa einmal für sich beschlossen.

Sie schaute auf ihr Handy. Zwei neue Nachrichten. Eine war von ihrer Mitbewohnerin Johanna, mit der sie am nächsten Tag einen Kaffee trinken gehen wollte, bevor mittags ihre Schicht begann. Die andere Nachricht war von ihrer Mutter. Dann sah sie auf ihr Diensttelefon. »Das Nuttentelefon«, nannten es ihre Kolleginnen. Falls man mal an einen Irren geriet, war ein Telefon mit Prepaid-Karte schon mal viel wert. Auch hier eine weitere Nachricht.

»Dein Geld hast du ja schon«, hörte sie ihren Todesfetischisten flüstern.

»Natürlich, Schätzchen.«

»Es war wirklich toll.«

»Gerne doch. Wir sehen uns wieder, Süßer.«

»Wo habe ich denn die Tüte?«

Ewa sah Marius Wagner im Anzug im Zimmer stehen. Dann beugte sich ihr Freier hinunter und zog eine große Kaufhaustüte unter dem Bett hervor.

»Hab sie! Weihnachtsgeschenke – für die Kinder«, lächelte er. Ewa nickte. War ja irgendwie klar.

»Das Geld«, sagte er erneut und deutete mit dem Kopf in Richtung des Nachttisches, auf dem die Scheine lagen.

Ewa würde gleich sicherheitshalber noch einmal nachzählen. Falls er nicht die vereinbarten zweihundert Euro auf den Nachttisch gelegt haben sollte, würde sie auf den Knopf drücken, und Miguel, der Sicherheitsmann, der heute Abend auf die Frauen vom Laufhaus aufpasste, würde ihn festhalten. Aber so waren die Perversen eigentlich nicht. Den meisten war vorher und nachher immer alles ziemlich peinlich. Und wer will schon zu Hause erklären, dass er in einem Laufhaus am Kieler Hafen verprügelt worden war, weil er die Prostituierte um Geld geprellt hatte, nachdem sie mit ihm eine Tötungsfantasie durchgespielt hatte? Eben.

Solche Spielchen hatte Ewa hin und wieder mal im Programm. Obwohl sie immer auch ein Risiko bargen. Sie musste da immer an den australischen Sänger Michael Hutchence denken. Der schien auch ein Fan von Luftnot und Strangulationsspielchen und der damit verbundenen kurzfristigen euphorischen Reaktion im Gehirn gewesen zu sein. Dann hatte er es leider etwas übertrieben und hing plötzlich nackt in einem Hotelzimmer in Sydney.

Eine Prostituierte aus Österreich war sogar vor Gericht gelandet, weil ihr Freier sich bei einer Atemreduktion – Fachbegriffe fand Ewa auch in ihrem Beruf immer faszinierend – zu Tode

stranguliert hatte. Aber Ewa wusste, was sie tat. Und ein Freier, der nur gedrosselt werden wollte, war ihr allemal lieber als einer, dem sie dabei zusehen sollte, wie er aus ihrer Kloschüssel trank oder die benutzten Präservative ihrer vorherigen Freier auslutschte.

Ewa ging ins Bad. Sie würde heute Abend noch ihre Mutter in Polen anrufen. Das übliche Gespräch, mit den fast täglich gleichen Fragen: Warum arbeitest du immer so lange im Restaurant? Wie läuft das Studium? Hast du einen netten Mann getroffen? Wie immer würde sich Ewa bei den Antworten kurzhalten, weil sie sie selbst seit Monaten nicht beantworten konnte. Denn das Restaurant gab es überhaupt nicht, das Studium schon lange nicht mehr und die Männer – na ja, das war so eine Sache. Die polnische Prostituierte setzte sich auf das Bett und öffnete rauchend die Textnachricht auf ihrem Diensthandy.

**Bist du frei?
Komme gleich noch vorbei**



4

**20. Dezember, 23.57 Uhr
Kiel-Ravensberg. Wohnung von Achim Wittfeld**

Wittfeld hatte die Zeichnung des Flügelmädchens wütend auf den Boden geworfen. Die Droge hatte inzwischen jede einzelne Nervenbahn seines Körpers besetzt, Rausch und Realität gingen nahtlos ineinander über. »Es dauert noch was, bis du hier rauskommst«, faselte Wittfeld in Richtung des Stückes Papier, das vor ihm auf dem ranzigen Teppich lag. Das Flügelmädchen saß immer noch mit angezogenen Beinen auf dem

Blatt. Die Flügel waren flugbereit aufgeschwungen, reckten sich nach oben.

»Wenn ich mein Werk vollbracht habe, werden sie dich sicher gleich finden. Dann wird mein Flügelmädchen in fremde Hände kommen, doch ich werde dich bald wiedersehen.« Und er spürte, wie wieder diese unkontrollierbare Wut in ihm aufstieg. Er begann hektisch im Zimmer hin und her zu laufen und murmelte dabei zusammenhangloses Zeug. Immer wenn er die Wand erreicht hatte, schlug er dagegen, bis seine Knöchel bluteten. Als die übermächtige Wut endlich von ihm abließ, zog er sich die abgewetzte Lederjacke, seine einzige Jacke, über das befleckte schwarze T-Shirt und öffnete den Schrank, aus dem ihm eine billige Sporttasche und ein Besen entgegenfielen. Er beugte sich weit in den Schrank hinein, um zu finden, was er suchte: die Machete.

Ihre Klinge blitzte böse auf.

Wittfeld umschloss den schwarzen Holzgriff, der über die ganze Fläche mit kunstvollen Schnitzereien versehen und in der Mitte beidseitig mit Intarsien aus rötlichem Metall geschmückt war, die eine Blüte darstellten. Die Waffe wirkte, als hätte sie einst ein stolzer Südsee-Häuptling getragen. Er verstaute sie in der länglichen Sporttasche.

Der Luftzug, der die Zigarettenasche im Zimmer aufwirbelte, als er die Wohnungstür aufriss, griff auch nach dem Blatt Papier, auf dem das Flügelmädchen gezeichnet war. Es wiegte sich einmal gleichgültig hin und her.

Wittfeld knallte die Wohnungstür zu, ohne sich noch einmal umzusehen. Sein Schlüsselbund lag auf dem Tisch vor der Couch, aber er wusste, dass er diese Wohnung nie mehr betreten würde.



21. Dezember, 0.17 Uhr
Kiel. Eros-Center

Ein weiterer Freier hatte sie auf ihrem Diensthandy angefragt. So spät noch. Ewa seufzte. *Tschüss Feierabend.* Ihre Nummer hatte sie in der Zeitung veröffentlicht. Denn allein die Laufhauskundschaft, die spontan vorbeischaute, genügte ihr nicht. Ihre zahlungskräftigen Stammkunden bekam sie nur über Anzeigen in der Tageszeitung:

Junge Studentin für besondere Fantasien.
Alles ist erlaubt. Verleih deinen Träumen Flügel.
Triff mich im Eros-Center. Kontakt nur SMS.
 Ewa

Dann folgte die Nummer ihres Diensttelefons. Wahrscheinlich hatte der Freier die Anzeige gelesen. Nichts deutete darauf hin, dass er hier im Haus Stammkunde oder überhaupt schon einmal bei ihr gewesen war. Doch heute wollte sie eigentlich niemanden mehr empfangen.

Das Laufhaus, in dem sie monatsweise ihr Zimmer gemietet hatte, das sie sich im Schichtbetrieb mit einer Kollegin teilte, hatte zwar die ganze Nacht offen, aber ab einer gewissen Uhrzeit war es klug, sich nicht mehr auf den Hocker vor die Tür zu setzen. Die Nacht schien den armseligen Gestalten, die dann durch die Flure des mehrstöckigen Hauses huschten, vollends das Gehirn auszuschalten.

Ewa nahm einen tiefen Zug von ihrer Zigarette und blickte auf ihr Handy. Es war bereits weit nach Mitternacht. Sie überlegte kurz. Wenn sie jetzt noch einen schnellen Job machte, dann konnte sie morgen später anfangen. Das würde bedeuten, sie hätte mehr Zeit mit ihrer Mitbewohnerin Johanna, und sie könnten durch die weihnachtlich geschmückte Innenstadt

bummeln. Außerdem wollte sie noch unbedingt zum Friseur, bevor es für die Weihnachtstage nach Hause ging, nach Polen. Ihre Mutter sollte zumindest das Gefühl haben, ihre Tochter sei zwar eine langsame, aber immerhin eine auf ihr Äußeres bedachte Studentin.

Sie tippte:

OK. Zimmer 26.

Und schickte die SMS ab.



6

21. Dezember, 0.19 Uhr

Kiel. Eros-Center

Der Raum, in dem sich die Sicherheitsleute des Laufhauses aufhielten, verfügte über zwei Bildschirme. Die Qualität war allerdings miserabel. Die Kameras auf den Stockwerken sprangen immer wieder um, zeigten sechs Einstellungen im Viersekundentakt auf jedem Monitor.

Auch Parkplatz und Eingangsbereich wurden aufgezeichnet, die Daten jedoch lediglich auf Festplatten gespeichert. Und auch nur für achtundvierzig Stunden. Für den Fall der Fälle. Aber den gab es eigentlich nie. Keiner hatte hier Interesse daran, sich mit den Behörden über Autokennzeichen zu unterhalten. Hier regelte man alles schnell. Direkt und diskret. Und mit dem Baseballschläger, wenn nötig. Oft waren es Freier, die keinen hochbekamen und ihr Geld zurückforderten, die dann wie aufgeregte Stummfilmfiguren über die Monitore huschten und von den Sicherheitsjungs zur Ordnung gerufen wurden. Oft zahlten sie dann das Doppelte.

Miguel hatte zwar die Pappschale mit chinesischem Essen be-

reits in den Mülleimer befördert, trotzdem stank die ganze Bude danach. Man konnte das Glutamat beinahe mit der Hand von der Tischplatte wischen.

Er wurde von den Mädchen »San Miguel« genannt, wie das Bier aus dem Spanien-Urlaub. Der heilige Miguel. Aber auch als Heiliger hat man es manchmal schwer. Zuletzt vor einem Jahr, als er bei einer Razzia im Klubheim seiner Rockerbande in Gewahrsam genommen wurde, weil eine Polizistin mit ihrem Hintern gegen seine Hand gesprungen war. Er war kein Heiliger im klassischen Sinne. Aber die Mädels mochten ihn für seine herzliche zupackende Art. Manche würden behaupten, er sei ein Schläger. Aber einer mit Humor. Als er einmal einem Albaner, der eines der Mädchen bedroht hatte, einen Schneidezahn ausgeschlagen hatte, war er auf die Idee gekommen, die Zähne seiner Kontrahenten in einem Marmeladenglas zu sammeln. Aber die Sammelleidenschaft war auf Anweisung des Präsidenten seines Klub-Chapters schnell zum Erliegen gekommen. Wir brauchen hier keinen Ärger, hatte er gesagt.

Und so bestand Miguels Zahnsammlung aus einem albanischen Einzelstück. Das jedoch stand in einem Marmeladenglas auf einem der Überwachungsmonitore wie auf einem Altar. Miguels ganzer Stolz. Konkurrenz konnte dem Zahn lediglich die dösende französische Bulldoggen-Dame machen, die unter dem Tisch döste. Die einzige Frau, die es mit ihm aushielt. »Bist eine ganz Süße, Señora«, schnurrte Miguel und kraulte der Hündin durch den wulstigen, haarigen Specknack.

Der Überwachungsmonitor sprang gerade um, als er sich wieder nach oben beugte. Und Miguels Blick verharrte auf der neuen Einstellung, die den Flur im zweiten Stock zeigte. Er nahm den Mann mit den dunklen Locken und der braunen Lederjacke wahr, wie er mit seiner Sporttasche um die Ecke verschwand. Für eine kurze Sekunde hatte er über die Schulter nach oben geblickt – direkt in die Kamera.



21. Dezember, 0.22 Uhr
Kiel. Eros-Center

Es klopfte. Leise, fast schüchtern. Als würde ein schmaler Knöchel unsicher an die abgewetzte Holztür pochen. Ewa fuhr sich mit der Hand durch ihre langen schwarzen Haare und erhob sich seufzend.

Showtime ...

Das Erste, was Ewa an dem jungen Mann vor ihrer Zimmertür auffiel, waren seine wilden dunklen Locken. Sie fielen fast bis auf den Kragen. Er stand so nah an der Schwelle, dass sie zurückschrak. Normalerweise hielten Kunden etwas Abstand, aus Höflichkeit oder als wähten sie ihre Schwiegermutter hinter der Tür.

Der Mann, der jetzt vor Ewa stand, schien jedoch eher ein Problem mit der richtigen Distanz zu haben. Und wohl auch mit der Temperatur. Unter der dünnen Lederjacke trug er nur ein schwarzes T-Shirt, und das im Dezember. Der Blick aus seinen grünen Augen war wie ein stumpfer Dolch, der sich mühsam, aber kraftvoll in sein Gegenüber bohrte. Auch die dunklen Schatten, die unter seinen Augen lagen, blieben Ewa nicht verborgen.

Er versuchte sich an einem Lächeln, das aber etwas zu schnell wieder verschwand. Mehr eine missglückte Geste. Dabei entblößte er eine Reihe Zähne, die unter seinem wohl ziemlich ungesunden Lebenswandel gelitten hatten.

»Ewa?«, fragte der Besucher hastig.

»Ja, da bist du richtig.«

»Ich suche etwas Besonderes. Sehr Besonderes. Aber du kannst doch mit besonderen Typen, oder?«

Ewa hob amüsiert die linke Augenbraue, machte sich auf ihren Stilettos noch etwas größer und überragte fast ihren Besucher. *Ganz was Besonderes, und am Ende will er nur in Windeln in*

der Ecke sitzen und am Daumen lutschen, dachte sie genervt.
»Komm rein. Ich hab eigentlich Schluss, aber wenn das jetzt keine Ewigkeit dauert ...«

»Ja, geht schnell«, entgegnete der späte Kunde und zwängte sich an ihr vorbei ins Zimmer. Seine längliche Sporttasche streifte an ihrem Schienbein entlang.

»Also, was kann ich tun?«, fragte Ewa und beobachtete, wie er in die Mitte des Zimmers ging und sich einmal um die eigene Achse drehte. Ihn umwehte ein leicht chemischer Geruch, gemischt mit dem Duft von kaltnassem Leder, das langsam warm wird. Die Sporttasche baumelte an seinem Arm. *Wohl zu Hause rausgeflogen*, dachte sich Ewa und schloss die Tür. Ihr Gegenüber ließ die Tasche auf den Boden fallen.

»Ich bin Achim. Hallo. Ich hab deine Anzeige in der Zeitung gesehen und wusste, dass du die absolut Richtige für mich bist.«

»Wie schön«, entgegnete Ewa süffisant.

»Ich habe da eine Fantasie, weißt du. Nicht gerade das Alltägliche, okay? Also, mehr etwas Ungewöhnliches.«

»Hübscher, ich bin nicht erst seit gestern hier. Sag mir einfach, was du willst, und dann sage ich Ja oder Nein«, entgegnete sie und senkte dabei theatralisch den Daumen.

Der Mann wirkte gelöst. Ewa tippte auf Marihuana. Oder Ecstasy. Was für sie in Ordnung war. Sie rauchte schließlich selbst gerne hin und wieder mit Kolleginnen einen Joint, um an stressigen Tagen auf andere Gedanken zu kommen.

»Ich will Sex mit einer Toten haben.«

Ewa atmete tief ein. Jetzt war der Moment gekommen, an dem sie bereute, dass sie nicht einfach Feierabend gemacht hatte. Nachdem sie einen verklemmten Ehemann, der irgendwo in der Geschäftsführung eines mittelständischen Betriebes einiges zu sagen hatte, gefesselt, stranguliert und mit Plastikfolie fast erstickt hatte, bis er schließlich zum Höhepunkt kam, war so ein Szenario nun nicht genau das, was sie sich so spät noch vorstellte.

»Und wie soll das ablaufen?«, fragte sie.

Ihr Kunde streifte die Lederjacke ab und warf sie achtlos auf den Boden. Er lächelte erneut und musterte sie von oben bis unten. »Ich will, dass du es spielst. Du liegst einfach nur da. Ich mach auch nicht zu doll. Aber alles ohne Geräusche. Bewegungslos. Und mit Augen zu. So, als wärest du tot.«

Ewa hob skeptisch die Augenbrauen. Er schien schnell zu begreifen, dass er nun noch etwas ins Rennen werfen musste, um nicht wieder vor die Tür gesetzt zu werden.

»200 Euro?«

Ewa nickte und entkleidete sich rasch, denn ihr Gast schien kein ausschweifendes Vorspiel zu seiner Fantasie zu wünschen, und legte sich nackt aufs Bett. Ihre Brüste ragten keck nach oben. Sie hatte etwas nachhelfen lassen, aber sie hatte es mit den Implantaten nicht so übertrieben wie einige Kolleginnen. Hundert Gramm pro Seite, das war deutlich weniger als ein Erdbeerjoghurt. Sie schaute an die Decke, während sie es am Waschbecken im hinteren Bereich des Raumes plätschern hörte. Im Dämmerlicht beobachtete sie ihren Kunden und zuckte innerlich kurz zusammen. Seine Arme waren übersät mit narbig verheilten und frischeren Schnitten an der Oberfläche.

Er bemerkte, wie ihr Blick an seinem geschundenen Körper hängen blieb: »Das war mal eine wilde Zeit. Verstehst du? Es gibt auch wilde Zeiten im Leben.«

Eigentlich hätte Ewa dieser Satz gefallen, doch in Verbindung mit dem Menschen vor ihr machte er ihr Angst.

»Jetzt lass uns endlich anfangen. Dann kommst du auch schnell ins Bett. Also ins eigene ...«, versuchte er die Situation aufzulockern.

Doch mit jedem Zentimeter, den er sich ihr näherte, fühlte sich Ewa unwohler. Und in ihrem Job war es immer ein schlechtes Zeichen, wenn das Bauchgefühl anschluss wie ein Hündchen, das allein in der Villa einer reichen Dame zurückgelassen wurde und bemerkte, dass sich ein ungebetener Gast Zutritt verschafft hatte. Doch sie wischte ihre Bedenken beiseite. *Was soll*

schon passieren? Der Notrufknopf ist direkt neben meiner rechten Hand, dachte sie und rutschte unauffällig etwas zur Seite, damit ihr am Ende nicht entscheidende Zentimeter fehlten, um den Alarmmechanismus auszulösen.

Das neue Sicherheitssystem war eingerichtet worden, als die Rocker das Etablissement vor einigen Jahren vom Vorbesitzer, dem Inbegriff eines norddeutschen Luden, übernommen hatten.

»Jetzt mach mal die Augen zu und dreh dich auf den Bauch. Wir spielen jetzt tot«, flüsterte ihr Besucher mit den unzähligen Narben an seinen Armen.

Ewa schloss betont langsam die Augen, drehte sich lasziv um und spreizte gleichzeitig um wenige Zentimeter die Beine. Nur gerade so viel, um ihm einen Anreiz zu liefern, jetzt auch anzufangen.

Und sie hatte darauf geachtet, den Notrufknopf weiterhin in Reichweite zu haben. Ewa hatte sich die Position ihres Freiers genau eingeprägt, bevor sich ihre Augenlider vollends schlossen. Er stand direkt vor dem Bett und hatte seine gesamte Kleidung ausgezogen. Also konnte er kein Drosselwerkzeug oder eine Waffe bei sich tragen. Dann erstarrte sie plötzlich, als wäre ein Stromkreis in ihrem Körper unterbrochen worden. Sie hörte das leise, sirrende Geräusch eines Reißverschlusses. Er öffnete die Sporttasche!

Ewa riss die Augen auf, stützte sich bäuchlings auf und drehte ihren Oberkörper so weit herum, dass sie gerade noch erkennen konnte, was hinter ihr geschah. Sie war unfähig zu reagieren.

Der Mann blickte böse auf sie nieder. Seine Arme hingen schlaff herunter. Als er sah, dass Ewa ihn mit angsterfülltem Blick fixierte, schrie er sie an: »Tote öffnen nicht die Augen!«, und machte eine hektische Verrenkung, als wende er sich blitzartig von ihr ab. Doch tatsächlich holte er aus – mit einer glänzenden langen Klinge in der rechten Hand.

Ewa riss instinktiv die Beine an den Körper, stieß einen schrill-

len Schrei aus und versuchte, sich blitzschnell auf die rechte Seite zu drehen, um dem drohenden Hieb zu entgehen. *Schnell, der Alarmknopf!*

Aus der Kehle des Mannes drang ein bestialischer Laut, wie bei einem gefährlichen Tier, dem seine Beute zu entwischen drohte. Die Lautstärke des Schreis schien sich in pure Kraft zu verwandeln, die in seinen Arm und weiter in seine Hand schoss, die eine Machete umklammerte. Die Klinge war länger als sein Unterarm.

Da! Endlich spürte Ewa zwischen Mittelfinger und Zeigefinger der rechten Hand die runde Form des Notrufknopfes. Sie presste ihre Finger ohne Unterlass dagegen. In dieser Sekunde traf sie der erste Hieb mit einer ungeheuren Wucht. Die Klinge der Waffe zerschnitt die Haut, drang mit einem knirschenden Geräusch direkt in ihr linkes Schulterblatt und setzte ihren unbarmherzigen Weg durch das darunterliegende Fleisch fort. Als die Schneide auf harten Widerstand stieß, verzog der Mann schmerzverzerrt das Gesicht, als habe er gegen einen unnachgiebigen Laternenpfahl geschlagen.

Ewa trat auf der Seite liegend mit ihren nackten Füßen gegen die Schienbeine des Angreifers.

»Du kannst nichts machen, du bist doch tot!«, brüllte er scheinbar irritiert von der Wucht, mit der die Klinge auf den Knochen des Schulterblattes niedergefahren war.

Die Sekunden vergingen wie in Zeitlupe. Der Mann war jetzt vollkommen außer Kontrolle. Ewa drehte den Kopf, um ihre linke Schulter zu sehen, doch die Verletzung, der Schnitt, war zu weit oben. Als sie sich ruckartig bewegte, sprangen die Ränder der Wunde auseinander. Sie spürte, wie warmes Blut über ihren Oberkörper floss. Viel Blut.

